

Die Vergemeinschaftung der Hedonisten

Hitzler, Ronald

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hitzler, R. (2008). Die Vergemeinschaftung der Hedonisten. In K.-S. Rehberg (Hrsg.), *Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. Teilbd. 1 u. 2* (S. 5937-5943). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-153658>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Die Vergemeinschaftung der Hedonisten

Ronald Hitzler

Die Sehnsucht nach Gemeinschaft

Allein sein nicht aushalten, allein nicht leben zu können, gilt bekanntlich als essentielles Merkmal des menschlichen Daseins: der Mensch ist ein geselliges Wesen, ein *zoon politicon*. Und diese anthropologische Konstante liefert uns auch eine plausible Erklärung dafür, dass Menschen vielerlei soziale Bindungen eingehen, die oft mit erheblichen Zwängen verknüpft sind, und die folglich im Laufe zivilisatorischer Emanzipationsgeschichten immer wieder problematisiert, skandalisiert und zerschlagen werden.

Anders ausgedrückt: Modernisierung besteht zu großen Teilen in Prozessen der Loslösung, der Befreiung aus politischen, wirtschaftlichen, religiösen und nicht zuletzt auch aus zwischengeschlechtlichen Abhängigkeiten. Während aber der Prozess, besser: die Prozesse der Freisetzung des Individuums in der bisherigen Moderne im wesentlichen als – wenigstens geistige – Freisetzung aus Kollektivbindungen *heraus* erfolgte, eignet der zwischenzeitlich symptomatischerweise weitgehend emanzipierten (Normal-)Existenz nunmehr wesentlich eine *Sehnsucht* nach Gemeinschaft.

Denn heutzutage sind wir kaum noch irgendwo eingeboren, *sind* wir kaum noch selbstverständlich Mitglieder. Wir sind vielmehr aus Selbstverständlichkeiten entlassen, sind, mit Anthony Giddens (1995) gesprochen: »ausgebettet«. Um uns wieder »einzubetten«, müssen wir uns für irgendwelche (typischerweise biographisch mehr oder minder rasch wechselnden) Mitgliedschaften *entscheiden*. Das heißt, wir suchen Anschluss, wir nehmen Kontakt auf, wir gehen Beziehungen ein, wir treten bei, wir schließen uns mit anderen, mit Gesinnungsfreunden, wieder zu (Teilzeit-) Gemeinschaften aller möglichen Arten zusammen und *werden* eben wieder (irgendwo) Mitglied.

Attraktiv scheinen, unseren Erkundungen zufolge, für »uns alle« dabei typischerweise immer weniger solche Mitgliedschaftsangebote zu sein, die mit dem Anspruch einhergehen, verlässliche Zugehörigkeit *verbindlich* zu garantieren – und im Gegenzug nahe liegenderweise entsprechende Bekenntnistreue einzufordern –, als vielmehr solche Vergemeinschaftungsoptionen, deren emotionales Sättigungsverspre-

chen *jeder von uns* als mit je *seiner* existentiellen Situation kompatibel erfährt. Anders ausgedrückt: Es entwickeln, verstetigen und vermehren sich vor allem solche Vergemeinschaftungsformen, deren wesentlichstes Kennzeichen darin besteht, dass sie *nicht* mit den herkömmlichen Verbindlichkeitsansprüchen einhergehen, welche üblicherweise aus dem Verweis auf (wie auch immer geartete) Traditionen oder aus dem Verweis auf ähnliche soziale Lagen resultieren. Infolgedessen ist das Gewalt- und Normierungspotential posttraditionaler Gemeinschaften ziemlich genau begrenzt auf das, was ihnen vom je einzelnen Mitglied (situativ) zugebilligt wird. Das heißt, diese Gemeinschaften können die Frage der Mitgliedschaft symptomatischerweise *nicht* wirksam sanktionieren. Sie können den Einzelnen zur Mitgliedschaft nicht verpflichten. Sie können ihn zur Mitgliedschaft in aller Regel lediglich verführen (oder ihn allenfalls davon abschrecken).

Gleichwohl ist die sozial integrative Wirkung posttraditionaler Gemeinschaften auf die individualisierten Akteure durchaus mit herkömmlichen Funktionen eingelebter Milieus vergleichbar: Auch *sie* stellen feste Repertoires an Relevanzen, an Regeln und Routinen zur Verfügung, welche von den Mitgliedern zumindest in dem Maße, wie diese sich je auf eine solche Gemeinschaft beziehen, mehr oder weniger fraglos zu teilen und zu befolgen sind.

Posttraditionale Gemeinschaften repräsentieren somit je bestimmte Ideen des Lebensvollzugs. Sie existieren tatsächlich erkennbar *nur* durch den Glauben (der Mitglieder und der Beobachter) an ihre Existenz; sie besitzen nur Autorität, weil ihnen und solange ihnen Autorität *zugestanden* wird, denn sie verfügen typischerweise eben *nicht* über genügend institutionell verankerte Sanktionspotentiale zur Durchsetzung der in ihnen je akzeptabel erscheinenden Weltsicht. Ihre Macht gründet nicht auf Zwang und Verpflichtung, sondern auf Verführung zur Mitgliedschaft. Auch wenn Zugehörigkeit zu ihnen, wie Zygmunt Bauman (1995: 20) schreibt, »in den Augenblicken ihrer Verdichtung (...) eine buchstäblich atemberaubende Intensität erreichen« kann, bieten solche Gemeinschaften doch nur in den seltensten Fällen und nur für die wenigsten ihrer Mitglieder wirklich dauerhafte und vor allem dauerhaft *verlässliche* Deutungsschemata, Ordnungsmuster und Handlungsanweisungen.

Dementsprechend labil ist typischerweise denn auch die Bindungskraft solcher posttraditionaler Vergemeinschaftungen: Sie gründen in der (teilweise lediglich punktuellen) Übereinstimmung von Neigungen, Vorlieben und Leidenschaften, und sie äußern sich im relativen Konsens von je als »richtig« angesehenen Verhaltensweisen, Attribuierungen, Codes, Signalen, Emblemen, Zeremonien, Attitüden, Wissensbeständen, Relevanzen, Kompetenzen. Sie sind wesentlich dadurch gekennzeichnet, dass individualisierte Akteure sich genau dann und so weit – freiwillig und zeitweilig – in sie einbinden bzw. sich auf sie einlassen, wenn und als die Wert- und Wichtigkeiten in diesen Gemeinschaften *deren* Bedürfnissen nach einem *bestimmten*,

von anderen sich abgrenzenden Lebensstil entsprechen, wenn sie diese Bedürfnisse unterstützen und sie (bis auf weiteres) beheimaten.

All dies legt es nahe, solche posttraditionalen Gemeinschaften als eine für Menschen mit einer grundsätzlich *hedonistischen* Geisteshaltung symptomatische Gesellschaftsform zu qualifizieren. Was ist damit gemeint?

Der triviale Hedonismus

Nun, die zeitdiagnostische Ausgangsidee meines Versuchs – diesem von mir gemeinten, jenseits etwelcher medialer Kurzzeit-Konjunkturen nach wie vor kulturell verbreiteten Hedonismus analytisch ein wenig auf der Spur zu bleiben – ist die (begründete) Vermutung, dass am Übergang zu einer anderen Moderne ein vermutlich über alle erdenklichen sozialen Praktiken hinweg generalisierbarer *Wandel* der Welt- und Selbstwahrnehmung stattfindet, wie ihn insbesondere Ulrich Beck (1986), Gerhard Schulze (1992) und Peter Gross (1994) mit Begriffen wie »Individualisierung«, »Erlebensorientierung« und »Multioptionalisierung« etikettiert haben. Die relevanteste Bewusstseinsverschiebung, mit der wir es dabei zu tun haben, ist meines Erachtens die, die aus der ganz alltäglichen Verwirklichung traditionsmoderner Emanzipationsideale für prinzipiell *Jedermann* resultiert, und die aus uns allen eben »Kinder der Freiheit« macht – und uns eben dadurch dazu verurteilt, unseren individuellen Lebenssinn selbst zu finden bzw., genauer gesagt, ihn mehr oder weniger *erfinderisch* zusammenzubasteln.

Dieser Selbst- und Weltwahrnehmungswandel geht – vermutlich infolgedessen – unter vielem anderen eben augenscheinlich einher mit einer umfassenden Hedonisierung, das heißt mit jenem Trend zum Hedonismus, welcher wiederum – in der Zukunft noch mehr als heute bereits spür- oder gar nachweisbar – tief greifende Folgen für das gesellschaftliche Miteinander zeitigen wird. Vereinfacht ausgedrückt: Immer mehr Akteure orientieren sich in dem, was sie machen, immer weniger, und noch weniger orientieren sie sich in dem, was sie einigermaßen *engagiert* machen, an dem, wozu sie sich – sei es durch Gesetz, Moral, Sitte oder schlichte Gewohnheit – verpflichtet sehen. Stattdessen scheint ihnen alles, was sein muss, (zumindest auch) Spaß machen zu müssen.

Die daraus resultierende, sozusagen postemanzipatorische Politik der Verwirklichung des je eigenen Lebens befördert dann wiederum die Ausbildung jener mentalen Disposition dezidiert *Selbst-Entpflichtung*, wie diese gegenwärtig in sogenannten spätmodernen Gesellschaften für zunehmend mehr Menschen nachgerade *jeden* Alters zu einer erkennbaren und erlangbaren existenziellen Option wird: einer mentalen Disposition, wie sie unter anderen etwa der Kulturpublizist Falko Blask (1996) unter dem

Stichwort »Q-Faktor« skizziert hat, oder wie sie von Trendforschern wie Johannes Goebel und Christoph Clermont (1997) als »Tugend der Orientierungslosigkeit« pointiert worden ist. Situatives Wohlbefinden, spielerischer Exhibitionismus und Voyeurismus, Partylaune, Lust am Schockierenden und dergleichen mehr sind nur einige Kennzeichen dieser Disposition, die dabei beiläufig eben auch einen paradox erscheinenden Bedarf befördert: Den Bedarf, vor allem anderen irgendwie *frei* zu sein und *zugleich* doch nicht allein zu sein.

Dieser triviale Hedonismus wird im Zuge der seit der Jahrtausendwende einsetzende Re-Moralisierung zwar anders etikettiert und in weiten Teilen auch ideologisch und stilistisch neu eingekleidet, im Prinzip aber west er ungebrochen fort – denn anhaltend vermögen die meisten von uns augenscheinlich keinen hinlänglich plausiblen Grund zu erkennen dafür, darauf zu verzichten, möglichst jederzeit, allorten und unter welchen Umständen auch immer *ihr* Ding zu machen und dabei *ihr* Spaß (d.h. *ihre* spezifische Form der Verlustierung) zu haben.

Nun ist es an sich natürlich nichts Neues, dass Menschen Spaß haben (wollen). Vor allem, wenn man Spaß in dem von mir gemeinten, umfassenden Sinne der Befasstheit mit dem, wozu man Lust hat, definiert, haben Menschen wohl schon immer (auch) Spaß gehabt – mitunter jedenfalls und bei bzw. an irgendetwas. Der hier in Frage stehende *neue* triviale Hedonismus zeichnet sich aber dadurch aus, dass erstens das Spaß-Haben selber als weder mehr rechtfertigungsbedürftiger noch als über sich hinausweisender, sondern als eigenständiger und eigensinniger – und vermutlich als einziger noch durchgängig orientierender – Wert erscheint; und dass zweitens zu tun, was einem Spaß macht, zur sozusagen allgegenwärtigen Leitidee jeglicher Handlungsmotivation wird – nicht nur der *intrinsischen*, sondern (wie sich an zahlreichen Beispielen tagtäglich zeigen lässt) auch der *extrinsischen* Handlungsmotivation (was sich ebenfalls allgegenwärtig aufweisen lässt).

Die zentrale Orientierung zielt schon lange nicht mehr auf Selbstverpflichtung zu einem im konventionellen Sinne »anständigen« Leben. Aber sie zielt eben auch nicht mehr auf eine dem Streben nach Selbstverwirklichung sozusagen moralisch vorgeschaltete Pflicht zur intellektuellen Selbsterkenntnis. Die zentrale Orientierung zielt auf das Spaß-Haben selber als einem eigenständigen, als einem weder mehr rechtfertigungsbedürftigen noch über sich hinausweisenden Wert, sozusagen als dem semantischen Punkt, auf den sich der Zeitgeist analytisch noch bringen lässt. Spaß zu haben oder sich einen bzw. eben *seinen* Spaß zu machen ist demnach das, was die Menschen heutzutage vor allem erstreben, zumindest *auch* erstreben, was immer konkret sie je auch tun oder lassen und wie moralisch sie dieses Tun oder Lassen auch aufladen mögen.

Und das *Ordnungsproblem* nun, das dergestalt entsteht, resultiert dementsprechend wesentlich daraus, dass zwar immer mehr Menschen den Sinn ihres Lebens darin sehen, selber zu tun, was ihnen gefällt, dass sie aber gleichwohl durchaus nicht akzeptieren wollen, dass auch andere tun, wozu *sie* eben Lust haben. Das aktuelle Ordnungs-

problem resultiert mithin weit weniger aus Ohnmacht, Inkompetenz, Entfremdung oder gar Verblödung der Konsumentenmassen, sondern weit eher aus der zunehmenden Verbreitung von überbordendem Selbstbewusstsein, von Selbstgewissheit, von Durchsetzungswillen und mithin auch von Egozentrik, von Borniertheit, von Anmaßung, von Dreistigkeit bei uns allen – gleich welchen Geschlechts, welchen Alters und welcher Positionierung im sozialen Raum: Jeder will tun, was *ihm* gefällt. Jeder will, dass andere tun, was *er* will, dass sie tun – und das heißt in der Regel, dass sie das tun, was mit dem, was *ihm* gefällt, zumindest nicht konfligiert. Aber angesichts dieses Dilemmas kann niemand mehr damit rechnen, andere im moralisierenden Verweis auf etwelche als »übergeordnet« deklarierten Gesichtspunkte in die Pflicht nehmen zu können. Wer andere dazu bringen will, etwas zu tun, was nicht *sie* ohnehin als *ibr* Wollen bzw. *ihrem* Wollen entsprechend begreifen, muss sie *gewaltsam* zwingen – oder eben, wie schon mehrmals gesagt, *verführen*.

Das hedonistische »Wir«

Das Prinzip der Gewaltsamkeit führt uns in eine andere als die hier diskutierte Problematik. Ich klammere es deshalb aus und konzentriere mich weiterhin auf das Prinzip der Verführung: Dieses Prinzip der Verführung manifestiert sich eben ganz wesentlich in jenen eingangs bereits skizzierten neuen Vergemeinschaftungsformen. Denn – und damit schließe ich mich nochmals der Deutung von Zygmunt Bauman an – das sich aus einer hedonistischen Mentaldisposition heraus vergemeinschaftende Individuum »folgt nicht geteilten Interessen, es erzeugt sie«. Genauer gesagt: sich in einer Art situativem Opportunismus dem Handeln Gleichgesinnter »anzuschließen, ist alles, was es zu teilen gibt«.

Phänomenologisch gesprochen, das meint hier: die je subjektive Perspektive des sich vergemeinschaftenden Individuums strukturell rekonstruierend, erscheint die posttraditionale, hedonistische Vergemeinschaftung schlicht als Entwicklung eines – als idealerweise wechselseitig unterstellten – lustorientierten Wir-Bewusstseins. Diese Art hedonistischer Vergemeinschaftung resultiert also keineswegs aus sozusagen naturwüchsiger Solidarität, sondern aus einer Art erkannter Komplizenschaft gegenüber anderen, das heißt ganz wesentlich aus dem Wunsch nach einer *gemeinsamen* »Außenseite«.

Nicht vor und nicht nach, sondern im *Rahmen* fortdauernder Vollzugsroutinen moderner Gesellschaftlichkeit entstehen dergestalt, sozusagen zufällig bzw. beiläufig, die *Bedingungen* für hedonistische Vergemeinschaftungen – also eben nicht als konstellative soziale Zwangsläufigkeit, sondern infolge der Entdeckung bzw. genauer: der Erfindung gemeinsamer, gegenüber anderen spezifizierbarer Interessen. Diese Interessen müssen

gewichtig genug sein, um andere Gegensätze wenigstens vorübergehend in den Hintergrund der gesellschaftlich geordneten Verhältnisse zwischen dem Individuum und anderen treten zu lassen. In dem Maße, in dem das Wir-Bewusstsein dann eine – wie auch immer geartete – gemeinsame Praxis evoziert, wird die *monadische* Struktur der individuellen Vergesellschaftung zugunsten einer so verstandenen, sich in mannigfaltigen Formen konkretisierenden, Vergemeinschaftung der individualisierten Individuen durchbrochen.

Während in der traditionellen Gemeinschaft typischerweise vielfältige, den Zusammenhalt sichernde Zwänge und Zwangsstrukturen entstehen und sich organisatorisch verfestigen, gilt dieses Prinzip eben *nicht* für die spezifisch *posttraditionalen* Formen von Gemeinschaft. Diese hedonistischen, das heißt: lustbetonenden, Gemeinschaftsbildungen sind vielmehr wesentlich dadurch gekennzeichnet, dass sich individualisierte Individuen freiwillig und zeitweilig auf sie einlassen, weil die Wertigkeiten in diesen Gemeinschaften *ihren* Bedürfnissen danach, so zu sein, wie sie sein wollen, eben relativ am besten entsprechen oder zumindest entgegenkommen. Und für das Individuum bedeutet das wiederum, dass seine Mitgliedschaften tatsächlich zu einer Frage seiner situationsopportunen Selbst- und Fremddefinitionen werden – sozusagen mit allen daraus resultierenden Konsequenzen: relative Unabhängigkeit gegenüber je sozial geltenden sittlich-moralischen Imperativen hier und relative Unsicherheit im Hinblick auf normativ verlässliche – und damit existentiell entlastende – Gewissheiten und Routinen da.

All das irritiert überkommene Gewohnheiten des Umgangs der Menschen miteinander und bewirkt, dass die sozialen Verkehrsformen *prinzipiell* neu ausgehandelt werden müssen. Das heißt, die Gesellschaft, in der wir leben, erscheint als wesentlich gekennzeichnet durch eine Vielzahl kleiner, im alltäglichen Umgang aber sozusagen permanenter Kleinlichkeiten, Lästigkeiten, Schikanen und Kompromisse, die sich zwangsläufig im Aufeinandertreffen und Aneinanderreiben kulturell vielfältiger Orientierungsmöglichkeiten und individueller Wichtigkeitssetzungen ergeben. Immer neue, begrenzte Sinn-Konflikte brechen auf, immer neue instabile Be-Deutungs-Koalitionen lösen einander ab. Und speziell die in allen möglichen posttraditionalen Gesellungsformen sich entwickelnden Eigen- und Besonderheiten, die speziellen Praktiken und Riten, die identitätsstiftenden Emblematiken und Symboliken, die Relevanzsysteme und Wissensbestände, die Deutungsschemata und Distinktionsmarkierungen erscheinen somit als zentrale Elemente, Gegenstände und Konsequenzen jenes existentiellen Dilemmas, das wesentlich eben aus dem Spannungsverhältnis resultiert zwischen unser aller je *hedonistischen Grundhaltung* und der für uns alle ebenfalls symptomatischen *Sehnsucht nach Gemeinschaft*.

Literatur

- Baumann, Zygmunt (1995), *Ansichten der Postmoderne*, Hamburg/Berlin.
- Beck, Ulrich (1986), *Risikogesellschaft*, Frankfurt a.M.
- Blask, Falko (1996), *Ich will Spass! Eine Generation jenseits von Gut und Böse – Das Zeitalter der kreativen Willkür*, München.
- Blask, Falko/Fuchs-Gamböck, Michael (1995), *Techno. Eine Generation in Ekstase*, Bergisch Gladbach.
- Giddens, Anthony (1995), *Konsequenzen der Moderne*, Frankfurt a.M.
- Goebel, Johannes/Clermont, Christoph (1997), *Die Tugend der Orientierungslosigkeit*, Berlin.
- Gross, Peter (1994), *Die Multioptionsgesellschaft*, Frankfurt a.M.
- Schulze, Gerhard (1992), *Die Erlebnisgesellschaft*, Frankfurt a.M./New York.